
6. Soziale Gerechtigkeit und das gute Leben: Martha Nussbaum

*What are people actually able to do and to be? What real opportunities are available to them?*⁸

Martha C. Nussbaum



Gedankenexperiment zum Einstieg: Drei Kinder und eine Flöte _____

(Das folgende Gedankenexperiment habe ich inhalts- und sinngemäß aus Amartya Sens Buch *Die Idee der Gerechtigkeit* (2017) entliehen)

Stelle dir folgende Situation vor: Drei Kinder finden eine Flöte und geraten sofort in einen Streit darüber, wer sie behalten darf. Jedes Kind bringt eine eigene, überzeugende Begründung vor:

- **Das erste Kind sagt:** „*Ich habe die Flöte selbst hergestellt.*“ Es habe das Holz geschnitzt, die Löcher gebohrt und viel Zeit und Mühe investiert. Ohne seine Arbeit gäbe es die Flöte gar nicht.
- **Das zweite Kind sagt:** „*Ich bin die einzige Person, die die Flöte spielen kann.*“ Die anderen könnten damit nichts anfangen, aber es selbst könne wunderschöne Musik darauf spielen. Würde es die Flöte nicht bekommen, bliebe sie ungenutzt.
- **Das dritte Kind sagt:** „*Ich habe gar kein Spielzeug, während die anderen beiden schon reichlich besitzen.*“ Es sei nur fair, ihm die Flöte zu geben, um einen Ausgleich zu schaffen. Die anderen hätten bereits genug.

Welchem Kind sollte die Flöte gehören – und warum?

6.1. Soziale Gerechtigkeit als Thema der Philosophie

In der griechischen Antike setzten sich Platon und Aristoteles intensiv mit Fragen der Gerechtigkeit und des guten Lebens auseinander – zwei Themen, die bis heute im Zentrum der Philosophie stehen. In seinem Werk „*Politeia*“ (auch „*Der Staat*“ genannt) entwirft Platon das Ideal einer Gesellschaft, die sich durch eine harmonische Ordnung auszeichnet. Kurz gefasst lautet seine Idee: Gerechtigkeit entsteht in einer Gesellschaft dann, wenn jeder Mensch die Aufgabe übernimmt, die seinem Wesen und seinen Fähigkeiten entspricht.

8 Nussbaum, M. (2011): *Creating Capabilities: The Human Development Approach*. Cambridge, MA: Harvard University Press, X

Um diese Ordnung zu gewährleisten, teilt Platon den Staat in drei Stände ein. An der Spitze stehen die Philosophen, die aufgrund ihrer Vernunft und Weisheit regieren sollen. Ihnen folgen die Wächter oder Krieger, die für den Schutz und die Sicherheit der Gemeinschaft verantwortlich sind. Die dritte Gruppe bilden die Bauern, Händler und Handwerker, die für die wirtschaftliche Versorgung zuständig sind. Diesem Modell liegt die Idee einer ausgewogenen Koordination der gesellschaftlichen Bereiche zugrunde: Jeder erfüllt seine spezifische Aufgabe, ohne in die Kompetenzen der anderen einzugreifen.

Aristoteles hatte eine etwas andere Vorstellung von Gerechtigkeit, die er in seiner „Nikomachischen Ethik“ und in der „Politik“ ausführlich diskutiert. Für ihn ist Gerechtigkeit vor allem eine Tugend, die sich in der gerechten Verteilung von Gütern, Rechten und Pflichten manifestiert. Dabei unterscheidet er klar zwischen zwei Formen: der distributiven und der ausgleichenden Gerechtigkeit. Distributive Gerechtigkeit bezieht sich auf die gerechte Verteilung von Ressourcen und Chancen in einer Gesellschaft. In einer modernen Gesellschaft kann man sich das beispielsweise so vorstellen: Alle Bürger sollen grundsätzlich Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und anderen Grundgütern haben – unabhängig von ihrer Herkunft oder ihrem sozialen Status. Die ausgleichende Gerechtigkeit zielt hingegen darauf ab, Unrecht, das jemandem zugefügt wurde, wiedergutzumachen. Wenn also jemandem durch eine ungerechte Handlung ein Schaden entstanden ist, soll dieser durch Entschädigung oder andere Maßnahmen ausgeglichen werden. Ein einfaches Beispiel hierfür ist ein Gerichtsurteil, in dem dem Opfer einer Straftat Schadenersatz zugesprochen wird, um das erlittene Unrecht zumindest teilweise auszugleichen.

In der Neuzeit haben sich vor allem drei Ansätze besonders deutlich hervorgetan und unser Verständnis und philosophisches Nachdenken von Gerechtigkeit maßgeblich geprägt: Der *Utilitarismus* existiert in verschiedenen Varianten und verfolgt die Idee, das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl an Menschen zu erreichen. Die *Verfahrensgerechtigkeit* wurde vor allem durch John Rawls (1921–2002) bekannt und befasst sich mit den Regeln, die eine gerechte Gesellschaft ausmachen sollten, wenn niemand wüsste, welchen Platz er darin einnehmen würde. Schließlich gibt es den Fähigkeitenansatz (*Capabilities Approach*), den Martha Nussbaum (*1947) und Amartya Sen (*1933) entwickelt haben. Mit diesem Ansatz werden wir uns gleich schwerpunktmäßig in der Variante Nussbaums eingehender beschäftigen. Zunächst aber zum Utilitarismus und zur Verfahrensgerechtigkeit.

Utilitarismus

Die Grundidee des Utilitarismus scheint auf den ersten Blick recht einfach: Eine Handlung gilt als moralisch gut bzw. richtig, wenn sie das größte Glück für die größtmögliche Zahl an Menschen hervorbringt. Doch dahinter verbergen sich eine Vielzahl von Problemen und Widersprüchen.

Jeremy Bentham (1748–1832) gilt als der Begründer des klassischen Utilitarismus. In seinem Werk *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation* (1789/1823) beschreibt er das sogenannte Prinzip des größten Glücks. Demzufolge ist eine Handlung dann moralisch richtig, wenn sie möglichst viel Glück für möglichst viele Menschen bringt. Bentham ging sogar so weit, eine Art mathematische Methode, das sogenannte hedonistische Kalkül, zu entwickeln. Damit wollte er Freude und Leid erfassen und berechnen, um moralische Entscheidungen objektiv beurteilen zu können.

Doch wie lässt sich Glück berechnen? Ist es möglich, Freude und Leid auf einer Skala zu messen, um objektiv zu entscheiden, welche Handlung moralisch richtig ist? Schon hier zeigt sich, dass Benthams Ansatz zwar bestechend einfach klingt, sich in der Praxis aber nur schwer umsetzen lässt. Schließlich ist Freude nicht gleich Freude. Die Freude über ein Stück Schokolade ist nicht so viel wert wie die tiefe Befriedigung beim Lesen eines anspruchsvollen Romans – oder doch?

Genau diese Frage griff John Stuart Mill (1806–1873), einer der bekanntesten Schüler Benthams, auf. Er erweiterte den Utilitarismus um die Unterscheidung qualitativ unterschiedlicher Vergnügungen. In *Utilitarianism* (Mill 1863) argumentierte er, dass es höhere und niedrigere Arten der Freude gibt. Wer die Freude des Denkens, der Kunst oder des Mitgefühls erlebt, erfährt eine Form des Glücks, die in ihrer Qualität weit über das rein körperliche Vergnügen hinausgeht. Mill brachte dies im zweiten Kapitel des Buches auf den Punkt: „Es ist besser, ein unglücklicher Mensch zu sein als ein zufriedenes Schwein; besser ein unglücklicher Sokrates als ein zufriedener Narr.“ Damit distanzierte er sich von der mathematisch-mechanischen Sichtweise Benthams zur Berechnung von Glück und gab dem Utilitarismus eine neue, differenzierte Ebene.

Mill war jedoch nicht der Einzige, der versuchte, den Utilitarismus zu verfeinern. Im Laufe der Zeit haben sich verschiedene Varianten entwickelt. Ein Beispiel ist der sogenannte *Regelutilitarismus*, dem neben Mill selbst später auch andere Denker wie Richard M. Hare (1919–2002) anhängen. Während der klassische Handlungsutilitarismus – also die von Bentham und Mill ver-

treten Form – jede einzelne Handlung danach beurteilt, ob sie das größte Glück bringt, fragt der Regelutilitarismus, ob allgemeine Regeln dieses Ziel erreichen. Ein einfaches Beispiel: Stellen wir uns eine rote Ampel vor. Ein Handlungsutilitarist würde sagen, dass man bei Rot anhalten sollte, wenn dies für die meisten Menschen das größte Glück bedeutet. Was aber, wenn um drei Uhr morgens weit und breit niemand zu sehen ist? Dann wäre es im Sinne des Handlungsutilitarismus vielleicht völlig in Ordnung, die rote Ampel zu ignorieren. Ein Regelutilitarist würde dagegen argumentieren, dass die allgemeine Regel „Bei Rot anhalten“ mehr Sicherheit und damit mehr Glück für alle schafft – unabhängig von der individuellen Situation.

Eine bekannte Weiterentwicklung des klassischen Utilitarismus ist der sogenannte Präferenzutilitarismus, der vor allem mit dem Philosophen Peter Singer (*1946) verbunden wird. Im Unterschied zum traditionellen Ansatz, bei dem es um eine möglichst große Summe von Glück oder Wohlergehen geht, stellt der Präferenzen-Ansatz stärker die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen ins Zentrum. Gut und richtig ist demnach, was am besten erfüllt, was Menschen wirklich wollen – und zwar auf eine überlegte und langfristige Weise. Ein häufig verwendetes Beispiel zeigt, warum das wichtig ist: Angenommen, eine überwältigende Mehrheit von 90 % der Bevölkerung wünscht sich, dass die restlichen 10 % versklavt werden. Nach dem klassischen Utilitarismus könnte das unter Umständen akzeptiert werden, falls es den Gesamt-Nutzen der Gesellschaft steigert. Der Präferenzutilitarismus schiebt einer solchen Logik aber einen Riegel vor, indem er betont, dass grundlegende Wünsche und Bedürfnisse aller Menschen gleich viel zählen. Selbst wenn eine Mehrheit etwas will, darf das nicht die elementaren Rechte und Interessen der Minderheit verletzen.

Bei all diesen Varianten bleibt jedoch die zentrale Kritik am Utilitarismus bestehen. Was passiert mit den Rechten des Einzelnen, wenn es um das größtmögliche Glück geht? Ein drastisches, aber oft vorgetragenes Beispiel: Angenommen, man könnte durch die Folter eines Unschuldigen Informationen gewinnen, die vielen Menschen das Leben retten – würde der Utilitarismus dies in jeder Form als moralisch richtig erachten? Gleichwohl gibt es gute Gründe, in einer solchen Haltung ein ethisches Problem zu sehen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – so steht es im deutschen Grundgesetz. Würde das noch gelten, wenn unsere Gesetze utilitaristisch verfasst wären?

Ein weiteres Problem ist, dass sich das hedonistische Kalkül in der Praxis kaum durchführen lässt, da sich Freude, Leid und Glück nicht objektiv messen

oder zwischen Individuen vergleichen lassen. Besonders schwierig wird es, wenn es um qualitative Unterschiede des Glücks geht, wie Mill betont. Stellen wir uns vor, eine Stadt müsste entscheiden, ob sie in Hochkulturprojekte wie Opernhäuser, Theater oder Bibliotheken oder in den Ausbau von Freizeitparks investieren soll. Eine rein quantitative Anwendung des utilitaristischen Prinzips könnte zugunsten des Vergnügungsparks ausfallen, da dieser mehr Menschen anspricht und kurzfristiges Vergnügen verspricht. Wenn geistige Vergnügungen wie Kunst und Philosophie jedoch eine höhere Qualität haben, reicht eine schlichte Mehrheit als Entscheidungskriterium nicht aus. Bedeutet es moralischen Fortschritt, wenn eine Gesellschaft mehr Achterbahnen baut, statt kulturelle Bildung zu fördern? Auch dieses Dilemma zeigt, wie schnell der Utilitarismus ins Wanken gerät, wenn qualitative Glücksunterschiede berücksichtigt werden müssen.

Trotz aller Kritik bleibt der Utilitarismus eine zeitlos faszinierende Theorie sozialer Gerechtigkeit, die uns zwingt, über die Folgen unseres Handelns nachzudenken und das große Ganze – was auch immer das sein mag – in den Blick zu nehmen. Gerade in der modernen Sozialpolitik oder in ethischen Debatten zu Themen wie Sterbehilfe, Umweltschutz oder Tierrechten ist der utilitaristische Gedanke – in seinen verschiedenen Ausprägungen – nach wie vor von großer Relevanz.

Verfahrensgerechtigkeit nach John Rawls

John Rawls' Ansatz der Vertragsgerechtigkeit, der, wie schon an früherer Stelle erwähnt, vor allem durch sein Hauptwerk *Theorie der Gerechtigkeit* (1971) bekannt wurde, stellt eine der wichtigsten Alternativen zum Utilitarismus dar. Während der Utilitarismus die Moralität einer Handlung allein an ihren Folgen misst, geht Rawls einen anderen Weg: Er fragt nach den Bedingungen, unter denen eine gerechte Gesellschaft entstehen kann – unabhängig von den konkreten Folgen einer Handlung im Einzelfall.

Im Zentrum steht die Idee eines hypothetischen Urzustands, einer Ausgangssituation, in der rational denkende Individuen die Prinzipien der Gerechtigkeit aushandeln sollen. Allerdings gibt es eine entscheidende Einschränkung: Rawls lässt diese Individuen hinter einem sogenannten Schleier des Nichtwissens agieren. Dieser Schleier sorgt dafür, dass niemand weiß, welche soziale Stellung, welche Fähigkeiten oder welchen Wohlstand er später in der Gesellschaft haben wird. Werde ich reich oder arm sein, männlich oder weiblich, gesund oder krank, hochintelligent oder eher mittelmäßig begabt? All diese

Informationen bleiben im Verborgenen. Die Idee dahinter: Nur wenn wir nicht wissen, wie wir selbst in der Gesellschaft abschneiden werden, sind wir gezwungen, Gerechtigkeitsprinzipien zu entwickeln, die wirklich gerecht und unparteiisch sind.



Denkanstoß

Stell dir vor, du sollst die Grundregeln für das Schulsystem eines Landes festlegen. Du darfst entscheiden, wie Unterricht, Prüfungen und Aufstiegschancen verteilt werden – aber es gibt einen Haken: Du weißt nicht, ob du später ein Schüler aus einer wohlhabenden Familie oder aus prekären Verhältnissen sein wirst. Du hast keine Ahnung, ob du mit einer Lernschwäche geboren wirst, in einer bildungsnahen Familie aufwächst oder ob du besonders begabt bist.

Würdest du ein System schaffen, in dem nur reiche Kinder Zugang zu guter Bildung haben, während andere kaum gefördert werden? Oder würdest du eine Schule entwerfen, die allen faire Chancen bietet, unabhängig von ihrer Herkunft? Wahrscheinlich würdest du ein gerechtes System bevorzugen – weil du selbst auf der „benachteiligten“ Seite stehen könntest.

Genau dieses Prinzip steckt hinter John Rawls' Schleier des Nichtwissens: Eine gerechte Gesellschaft entsteht, wenn die Regeln so gestaltet werden, dass sie unabhängig von der eigenen Startposition fair sind.

Auf der Grundlage des *Schleiers des Nichtwissens* formuliert Rawls zwei zentrale Gerechtigkeitsprinzipien, auf die sich die Menschen in so einem Urzustand nach seiner Überzeugung einigen würden:

1. Das *Gleichheitsprinzip*: Jede Person hat das gleiche Recht auf das umfassendste System gleicher Grundfreiheiten, das mit den gleichen Freiheiten für alle vereinbar ist.
2. Das *Differenzprinzip*: Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten sind nur dann gerechtfertigt, wenn sie sowohl den am wenigsten Begünstigten den größten Vorteil bringen als auch mit Positionen und Ämtern verbunden sind, die allen unter fairen Bedingungen der Chancengleichheit offenstehen.

Betrachten wir das zweite Prinzip, das Differenzprinzip, genauer. Es besagt im Wesentlichen, dass Ungleichheiten in einer Gesellschaft nur dann akzeptabel sind, wenn sie denjenigen zugutekommen, die am wenigsten haben. Ein Beispiel aus der Praxis ist ein progressives Steuersystem, bei dem Menschen

mit höherem Einkommen mehr Steuern zahlen und die Einnahmen gezielt in Bildungsausgaben oder das Gesundheitssystem für benachteiligte Gruppen investiert werden. Es sorgt dafür, dass Ungleichheiten, die durch ungleiche Einkommen und Vermögen entstehen, durch Umverteilung zumindest teilweise ausgeglichen werden. Es ist also in Ordnung, sehr viel zu verdienen und sehr reich zu sein, wenn man gleichzeitig auch sehr viel mehr als andere an Steuern bezahlt und somit den Lebensstandard der am stärksten Benachteiligten verbessert.

Rawls geht jedoch noch weiter und spricht von einer *schwachen Liste des Guten*. Damit argumentiert er, dass es bestimmte Grundgüter gibt, die für ein menschenwürdiges Leben unverzichtbar sind – unabhängig davon, welche Präferenzen man ansonsten hat. Dazu gehören bestimmte Grundrechte, politische Freiheiten, Zugang zu Bildung und Gesundheit sowie ein Minimum an materiellem Besitz. Diese Güter sind sozusagen das Fundament, auf dem wir unser Leben aufbauen, und von dem wir in der Regel alle lieber mehr als weniger haben wollen. Unabhängig davon, ob man sein Glück eher in materiellem Wohlstand oder in geistiger, sportlicher oder künstlerischer Betätigung sucht, benötigt man ein Mindestmaß dieser Güter, um ein gutes Leben führen zu können.

Ein weiteres Beispiel zur Verdeutlichung des Unterschieds zwischen Rawls und dem Utilitarismus: Stellen wir uns eine Notsituation nach einer Brandkatastrophe vor, bei der Dutzende Patienten in ein Krankenhaus eingeliefert werden, von denen aber nur wenige von den anwesenden Ärzten sofort behandelt werden können. Ein utilitaristischer Ansatz könnte hier dafür plädieren, eher jüngeren Menschen zu helfen, da auf diese Weise insgesamt mehr Lebensjahre gerettet und der gesellschaftliche Nutzen maximiert würde. Rawls hingegen würde genau darin ein grundlegendes Gerechtigkeitsproblem sehen. Er würde fordern, dass persönliche Eigenschaften wie Alter, Geschlecht oder sozialer Status bei der Entscheidung keine Rolle spielen dürfen. Stattdessen sollten ausschließlich medizinische Kriterien, etwa die objektiven Heilungschancen, entscheidend sein. Aus Rawls' Sicht wäre nur eine Regel akzeptabel, der alle Betroffenen bereits vorab zustimmen könnten, ohne zu wissen, welche Position sie selbst einnehmen würden. Genau das gewährleistet Fairness und Gleichheit.

Der Unterschied zwischen Rawls und dem Utilitarismus wird spätestens hier deutlich: Während der Utilitarismus die Gefahr birgt, die Interessen des Einzelnen zugunsten einer Formel oder Vorstellung des größtmöglichen Glücks

der größtmöglichen Zahl zu opfern, hält Rawls konsequent daran fest, dass die Bedingungen für ein gutes Leben für alle gerecht sein müssen. Ungleichheiten sind für ihn nur dann akzeptabel, wenn sie den am meisten Benachteiligten helfen – und nicht umgekehrt.

Martha Nussbaum und die Frage nach dem Verhältnis von gutem und gerechtem Leben

Martha Nussbaum hat sowohl den Utilitarismus als auch die Gerechtigkeits-theorie von John Rawls einer ausführlichen Kritik unterzogen (vgl. insbesondere Nussbaum 2010), die sie dazu veranlasst hat, eine eigene Theorie sozialer Gerechtigkeit vorzulegen – den Capabilities Approach.

Besonders kritisch sieht Nussbaums Rawls' Theorie der Gerechtigkeit, die ihr zu sehr auf formale Rechte und Grundfreiheiten fixiert erscheint. Zwar betont Rawls in seiner Theorie wichtige Freiheitsrechte, aber Nussbaum fragt sich, was all diese Rechte und Freiheiten nützen, wenn die Menschen im Alltag nicht in der Lage sind, sie tatsächlich wahrzunehmen?

Rawls konzentriert sich auf die Verteilung von Grundgütern und Rechten, also auf die Frage, ob Menschen theoretisch Zugang zu bestimmten Ressourcen haben. Nussbaum erkennt jedoch, dass dieser Zugang allein nicht ausreicht. Entscheidend ist, ob Menschen diese Ressourcen in ihrem Alltag auch wirklich nutzen können, ob sie tatsächlich die Freiheit haben, ihre Möglichkeiten zu entfalten.



Denkanstoß

Stelle dir zwei Menschen vor, die formal beide das gleiche Recht auf Bildung und Gesundheitsversorgung haben. Der eine lebt in einer wohlhabenden Stadt mit exzellenten Schulen und Krankenhäusern, ist gesund und hat ein stabiles soziales Umfeld. Der andere lebt in einem ländlichen Gebiet ohne gute Infrastruktur, leidet an einer chronischen Krankheit und hat keinen Zugang zu einer adäquaten Gesundheitsversorgung. Formal haben beide die gleichen Rechte - faktisch sind ihre Lebensmöglichkeiten jedoch grundverschieden. Während der eine seine Chancen nutzen kann, bleibt der andere aufgrund seiner Situation benachteiligt. Die Rawls'sche Theorie würde diese Unterschiede nur unzureichend erfassen, da sie sich vor allem auf die formale Gleichheit konzentriert und nicht auf die tatsächlich ausübbarer Fähigkeiten der Menschen.

Auch der Utilitarismus greift nach Nussbaum zu kurz. Denn was nützt es, das Gemeinwohl zu maximieren, aber dabei zu übersehen, dass einzelne Menschen aufgrund ihrer individuellen Lebensumstände gar keine Chance haben, dieses Wohl jemals zu erreichen? Der Utilitarismus ignoriert oft die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen Menschen leben, und behandelt sie als bloße Zahlen in einer Glücksgesamtrechnung.

Der entscheidende Punkt in Nussbaums Kritik ist daher folgender: Sowohl Rawls' Theorie der Gerechtigkeit als auch der Utilitarismus übersehen, dass es nicht nur um die Garantie formaler Rechte oder die Maximierung der allgemeinen Wohlfahrt gehen kann, wenn man eine Gesellschaft sozial gerecht gestalten will, sondern dass wir uns die Frage stellen müssen, ob Menschen tatsächlich in der Lage sind, diese Rechte und Möglichkeiten in ihrem Leben zu praktizieren. Denn was nützt zum Beispiel ein Recht auf Bildung, wenn jemand krank ist, arm oder in einem von Gewalt geprägten Umfeld lebt, keinen ausreichenden Zugang zu Bildungseinrichtungen hat und deshalb dieses Recht nie wahrnehmen kann?

Nussbaums Weg führte sie zu Amartya Sen, einem indischen Ökonomen und Philosophen, der den *Capability Approach*⁹ entwickelte und 1998 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt. Für Nussbaum war dessen Ansatz eine Antwort auf die Schwächen anderer Theorien. Sen unterscheidet zwischen *functionings*, d.h. den tatsächlichen Tätigkeiten und Seinsweisen eines Individuums (z.B. gesund zu sein, sich bilden zu können, an Gemeinschaftsaktivitäten teilzunehmen) und *capabilities*, d.h. den Freiheiten und Möglichkeiten, diese *functionings* überhaupt erreichen zu können. Ein Individuum kann die Fähigkeit haben, sich fortzubewegen, aber nur wenn es tatsächlich funktionstüchtige Beine oder Zugang zu Transportmitteln hat, kann es diese Fähigkeit in die Praxis umsetzen.

Es geht nicht mehr nur darum, ob Menschen theoretische Rechte haben oder ob die Gesellschaft insgesamt ein höheres Wohlstandsniveau erreicht. Entscheidend ist vielmehr, ob jeder Einzelne reale Chancen hat, seine Fähigkeiten zu entfalten und ein erfülltes Leben zu führen. Diesen Ansatz hat Nussbaum aufgegriffen und weiterentwickelt - wie genau, werden wir in diesem Kapitel gleich noch genauer betrachten.

9 Man beachte, dass Sen hier den Singular („Capability“) verwendet, während Nussbaum stets den Plural („Capabilities Approach“) verwendet. Nussbaum bevorzugt den Plural, weil ihr die Betonung der Vielzahl von zentralen Fähigkeiten ein besonderes Anliegen ist (vgl. Nussbaum 2015, 27).

Und wer soll nun die Flöte bekommen?

Kommen wir nun zum Gedankenexperiment der drei Kinder und ihrem Streit um die Flöte zurück. Dieses scheinbar einfache Szenario bringt uns in die Tiefen der philosophischen Diskussionen über Gerechtigkeit. Die Argumente der drei Kinder spiegeln dabei zentrale Gerechtigkeitsansätze wider, die in der Philosophie kontrovers diskutiert und hier eben in aller Kürze vorgestellt wurden.

Das erste Kind, das die Flöte hergestellt hat, vertritt eine Position, die stark an Eigentumsrechte und das Prinzip der Leistung gebunden ist. Dieses Argument lässt sich mit einer liberalen Auffassung von Gerechtigkeit in Verbindung bringen, in der das Individuum Anspruch auf das hat, was es selbst geschaffen hat. Der Fokus liegt hier auf dem Zusammenhang zwischen Arbeit und Besitz, wie es auch in vielen wirtschaftsliberalen Theorien (z.B. Smith, von Hayek oder Friedmann) betont wird. Platon könnte argumentieren, dass dieses Kind eine spezifische Rolle in der Gesellschaft erfüllt, indem es einen Beitrag zur Gemeinschaft leistet. Doch stellt sich die Frage, ob Leistung allein ein ausreichendes Kriterium für Gerechtigkeit ist, insbesondere wenn die anderen Kinder keine gleichen Startbedingungen hatten.

Das zweite Kind, das die Flöte spielen kann, verkörpert einen utilitaristischen Ansatz. Aus dieser Perspektive ist die Verteilung gerecht, wenn sie den größten Nutzen für alle Beteiligten bringt. Wenn das zweite Kind durch seine musikalischen Fähigkeiten Freude schafft – sei es für sich selbst oder andere –, wäre der Gesamtnutzen maximiert. Doch bleibt die Frage offen, ob dieser Ansatz die individuellen Bedürfnisse und Rechte der anderen Kinder ausreichend berücksichtigt. Und überhaupt: Vielleicht wollen die anderen beiden Kinder dem Flötenspiel von Kind 2 gar nicht lauschen oder empfinden dabei vor lauter Neid und Missgunst kein Glück.

Das dritte Kind, das keine anderen Spielzeuge besitzt, bringt das Argument der Bedürftigkeit ins Spiel. Dieses lässt sich mit der egalitären Idee der Verteilungsgerechtigkeit verbinden, wie sie auch in Rawls' Differenzprinzip zum Ausdruck kommt. Demnach sind Ungleichheiten in der Verteilung nur dann gerechtfertigt, wenn sie den am wenigsten Begünstigten zugutekommen. Martha Nussbaum würde hier vielleicht hinzufügen, dass die Zuteilung der Flöte an das dritte Kind dessen grundlegende Fähigkeiten fördert, beispielsweise die Fähigkeit, Freude zu empfinden, oder die Möglichkeit, soziale Teilhabe zu erleben. Dieses Argument ist besonders stark, wenn wir die soziale und

emotionale Bedeutung von Spielzeugen im Kontext der Kinderentwicklung betrachten.

Wie auch immer: Das Gedankenexperiment zeigt, dass keine der Perspektiven allein umfassend gerecht ist. Vielmehr machen sie auf unterschiedliche Aspekte von Gerechtigkeit aufmerksam. Eigentumsrechte, Nutzenmaximierung und Bedürftigkeit sind allesamt wichtige Kriterien, die jedoch je nach Kontext in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen können. In der Praxis sind gerechte Entscheidungen oft eine Abwägung dieser unterschiedlichen Prinzipien. Die Frage, wer die Flöte erhalten soll, hängt also nicht nur von abstrakten Gerechtigkeitsstheorien, sondern auch von den konkreten Lebensumständen und Bedürfnissen der Kinder ab.

Das Flötengleichnis verdeutlicht, warum soziale Gerechtigkeit ein zentrales Thema der Philosophie bleibt. Es fordert uns heraus, verschiedene normative Perspektiven zu reflektieren und deren Stärken und Schwächen zu erkennen. Gleichzeitig zeigt es, dass keine Theorie alle Herausforderungen der realen Welt allein bewältigen kann. Die Aufgabe von Politik, Gesellschaft und Sozialer Arbeit besteht darin, diese Perspektiven miteinander zu verknüpfen und praktische Wege zu finden, um Gerechtigkeit im Alltag zu verwirklichen.

Vielleicht – aber das ist an dieser Stelle natürlich reine Spekulation – würden Rawls, Nussbaum und Bentham, könnten sie zusammen beraten, folgendermaßen entscheiden: Die Flöte bekommt Kind 2, weil es damit spielen kann – aber nur unter der Bedingung, dass es darauf spielt, während Kind 1 eine weitere Flöte herstellt und sie Kind 3 schenkt. Danach darf Kind 1 so viele weitere Flöten herstellen, wie es will, um sie in der ganzen Nachbarschaft zu verkaufen und den Gewinn vollständig für sich zu behalten.

6.2. Martha Nussbaum: Biografie und historischer Kontext

Martha Nussbaum, geboren am 6. Mai 1947 in New York City, ist eine der bedeutendsten Philosophinnen unserer Zeit. Mit ihren Arbeiten hat sie der politischen Philosophie, der Ethik und den Sozialwissenschaften wichtige Impulse gegeben, insbesondere durch ihre Version des Capabilities Approach.

Nussbaum begann ihr Studium an der New York University, wo sie ihren Bachelor-Abschluss erwarb. Anschließend setzte sie ihre Ausbildung an der Harvard University fort und promovierte dort in Klassischer Philologie. Sie lehrte an renommierten Universitäten wie Harvard, Brown und Oxford. Seit 1995

ist sie an der University of Chicago als Ernst Freund Distinguished Service Professor of Law and Ethics tätig. In den 1980er- und 1990er-Jahren arbeitete Nussbaum eng mit Amartya Sen zusammen. Im Austausch entwickelten beide ihre jeweiligen Varianten des Capability Approach weiter.

Nussbaums umfangreiches Werk umfasst zahlreiche Bücher und Artikel zu Themen wie Feminismus, Gerechtigkeit, Ethik, Emotionen und politische Theorie (vgl. u.a. Nussbaum 2000 und 2012). Ihre Fähigkeit, abstrakte philosophische Konzepte auf konkrete gesellschaftliche Probleme anzuwenden, hat sie zu einer wichtigen Stimme in aktuellen Debatten gemacht. Ein weiterer wichtiger Aspekt ihres Lebens ist ihr Engagement für Bildung und Menschenrechte. Nussbaum argumentiert leidenschaftlich dafür, dass Bildung nicht nur als Mittel zur wirtschaftlichen Entwicklung gesehen werden sollte, sondern als grundlegendes Menschenrecht, welches es Menschen ermöglicht, ihr Potenzial zu entfalten. In ihren Arbeiten betont sie die Bedeutung von Fähigkeiten wie kritischem Denken, Empathie und interkulturellem Verständnis als zentrale Bausteine für eine gerechtere Gesellschaft.

Nussbaums Biografie und Werk zeigen, wie sie die Philosophie als Werkzeug nutzt, um Antworten auf die drängenden Fragen unserer Zeit zu finden. Ihr interdisziplinärer Ansatz und ihr Engagement für soziale Gerechtigkeit haben sie zu einer bedeutenden Denkerin gemacht, die die Diskussionen über ein gutes und menschenwürdiges Leben maßgeblich mitprägt. Im folgenden Abschnitt werden wir uns mit ihren zentralen Begriffen und Ideen auseinandersetzen, um besser zu verstehen, wie sie ihre Theorie im Detail entwickelt hat und welche Bezüge und Relevanz sich schließlich für die Soziale Arbeit ergeben.

6.3. Zentrale Begriffe und Ideen

Fassen wir zusammen: Während sich andere Theorien oft nur mit der gerechten Verteilung von Ressourcen und formalen Rechten befassen, geht Martha Nussbaum einen entscheidenden Schritt weiter. Sie fragt, ob Menschen tatsächlich die Fähigkeit besitzen, ihre Rechte und Möglichkeiten auch praktisch zu nutzen und in ein erfülltes Leben umzusetzen. Was bringt mir beispielsweise ein Recht auf Bildung, wenn die nächste Schule unerreichbar ist? Was hilft mir Reichtum, wenn ich mich vor Kriminalität kaum traue, das Haus zu verlassen? Welchen Wert hat Eigentum, wenn mein Land keine ausreichende medizinische Versorgung bietet, um überhaupt gesund leben zu können?

Nussbaum stellt also nicht abstrakte Ansprüche ins Zentrum, sondern jene konkreten Fähigkeiten und Bedingungen, die ein menschenwürdiges Leben erst ermöglichen.

Der Schlüsselbegriff ist jener der Fähigkeiten. Dieser wird von ihr differenziert herausgearbeitet.

Basisfähigkeiten (Basic Capabilities)

Nussbaum beginnt mit den sogenannten Basisfähigkeiten, also den grundlegenden Voraussetzungen, die den Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung eines jeden Menschen bilden (vgl. hierzu und im Folgenden Nussbaum 2011). Man könnte sagen, diese Fähigkeiten sind der Rohstoff unserer Handlungsmöglichkeiten. Sie sind oft angeboren und ermöglichen es uns, uns zu entfalten. Wie gut sie ausgebildet sind, wird nicht nur durch die Genetik bestimmt, sondern beispielsweise auch durch den Verlauf der Schwangerschaft, die Ernährung und gesundheitliche Versorgung der werdenden Mutter usw. Zu den Basiskompetenzen gehören beispielsweise die Fähigkeit zur sprachlichen Entwicklung sowie grundlegende motorische und kognitive Fähigkeiten. Ein Kind, das in einer förderlichen Umgebung aufwächst, entwickelt diese Basiskompetenzen in der Regel „von selbst“ – ein Privileg, das vielen Kindern verwehrt bleibt, die in Armut oder unter ungünstigen Bedingungen aufwachsen oder deren Mütter bei Schwangerschaftskomplikationen keinen ausreichenden Zugang zu medizinischer Versorgung haben.

Interne Fähigkeiten (Internal Capabilities)

Basisfähigkeiten allein sind wie ungeschliffene Edelsteine – sie tragen Potenzial in sich, müssen aber kultiviert und entwickelt werden. Nussbaum spricht in diesem Zusammenhang von den sogenannten internen Fähigkeiten. Diese umfassen alle Fähigkeiten und Kompetenzen, die wir im Laufe unseres Lebens entwickeln und verfeinern – sei es durch formale Bildung, körperliches Training, persönliche Erfahrungen oder den subtilen Einfluss unseres sozialen und kulturellen Umfelds. Analytisches Denken gehört ebenso dazu wie emotionale Intelligenz, kreative Ausdrucksformen oder die Fähigkeit, Tischtennis zu spielen. Diese inneren Potenziale sind in den meisten von uns grundsätzlich angelegt, aber sie brauchen die richtigen Bedingungen, um zu wachsen und sich bestmöglich zu entwickeln.

Man kann sich beispielsweise einen begabten Musiker vorstellen, der von Natur aus ein feines Gehör und ein Gespür für Rhythmus hat. Ohne Ausbil-

dung, Übung und die Möglichkeit, sich mit Musik auseinanderzusetzen, bleibt dieses Talent jedoch verborgen – wie ein Samen, der nie die Chance hat, aufzugehen. Nur durch Hingabe, konsequentes Üben und die Unterstützung von Lehrkräften und Mentoren kann sich die innere Fähigkeit, Musik zu machen, zu wahrer künstlerischer Meisterschaft entwickeln. Und genauso, wie der Musiker seine Fähigkeiten ausbildet und entwickelt, braucht jeder Mensch Raum und Gelegenheit, seine inneren Fähigkeiten zu entfalten – sei es in der Kunst, beim Sport oder in zwischenmenschlichen Beziehungen.

Kombinierte Fähigkeiten (Combined Capabilities)

Der entscheidende Punkt kommt jedoch mit dem, was Nussbaum die kombinierten Fähigkeiten nennt. Hier treffen die internen Fähigkeiten auf die äußeren Möglichkeiten – das soziale, wirtschaftliche und politische Umfeld, das darüber entscheidet, ob wir unsere Fähigkeiten tatsächlich nutzen können.



Denkanstoß

Stell dir zum Beispiel eine junge Frau vor, die jahrelang hart gearbeitet hat, um eine exzellente Ausbildung zu erhalten. Sie ist klug, engagiert und voller Ideen, doch sie lebt in einem Land, in dem Frauen der Zugang zur Arbeitswelt verwehrt bleibt. Trotz all ihrer Fähigkeiten kann sie ihr Wissen nicht anwenden, ihre Talente bleiben ungenutzt. Gleichzeitig gibt es jemanden, der vielleicht weniger Bildung genossen hat, aber in einer Gesellschaft lebt, die ihm Möglichkeiten bietet, sich zu entfalten. Während die eine trotz hoher Kompetenz kaum Chancen hat, kann der andere sein Potenzial ausschöpfen – nicht aufgrund persönlicher Verdienste, sondern weil die äußeren Bedingungen es ihm erlauben.

Schwellenwerte (Thresholds)

An dieser Stelle führt Nussbaum ein weiteres wichtiges Konzept ein: das der Schwellenwerte. Sie argumentiert, dass eine Gesellschaft erst dann wirklich als gerecht bezeichnet werden kann, wenn sie es allen Menschen prinzipiell ermöglicht, alle zentralen Fähigkeiten auf einem Mindestniveau zu entwickeln. Es reicht nicht aus, Rechte oder Ressourcen zur Verfügung zu stellen – es muss auch sichergestellt werden, dass alle Menschen in die Lage versetzt werden, diese Rechte tatsächlich wahrzunehmen. Betrachten wir den Zugang zu Bildung: Es reicht nicht aus, dass es Schulen gibt. Die Kinder müssen auch die Möglichkeit haben, sie zu besuchen, d. h., sie müssen gesund genug sein, von ihren Familien unterstützt werden und in einer Umgebung leben, die

einen Schulbesuch ermöglicht (was beispielsweise während kriegerischer Auseinandersetzungen oft nicht der Fall ist). Die Schulen müssen mit ausreichend Lehrpersonal und Unterrichtsmaterialien ausgestattet sein und der Schulweg muss für die Kinder gefahrlos zu bewältigen sein. Erst wenn all dies gegeben ist, erhält das viel postulierte Recht auf Bildung die notwendige Konkretheit, und es wird deutlich, wie komplex und vielschichtig die Frage nach Gerechtigkeit tatsächlich ist.



Denkanstoß

Stell dir vor, du wirst gefragt, ob du dich traust, nachts allein durch einen bestimmten Park zu laufen. Je nach Alter und Geschlecht fällt deine Antwort darauf vielleicht unterschiedlich aus. Wenn dem aber so ist, dann gäbe es hier nach Nussbaum womöglich ein Thema der sozialen Gerechtigkeit. Denn in ihrer Fähigkeitenliste gibt es den Punkt der körperlichen Integrität, der unter anderem beinhaltet, sich gefahrlos im öffentlichen Raum zu bewegen. Eine Gesellschaft, in der es beispielsweise für Mädchen und Frauen nicht möglich ist, alleine und angstfrei durch einen Park zu gehen, ist im Sinne Nussbaums nicht vollumfänglich sozial gerecht gestaltet.

Der Vorrang des Guten vor dem Gerechten und Nussbaums aristotelische Wurzeln

Während der Utilitarismus seine Gerechtigkeitsidee von den Folgen (= Nutzenmaximierung) her entwickelt, versucht Rawls, Gerechtigkeit über ein gerechtes Verfahren herzustellen (Verfahrensgerechtigkeit). Nussbaum hingegen stellt die Frage nach dem Guten in den Vordergrund. Nur wenn wir wissen, was das Gute bzw. das gute Leben ist, können wir sinnvoll darüber nachdenken, was gerecht verteilt werden soll bzw. muss. Während Rawls also hofft, dass durch sein Verfahren Gerechtigkeit entsteht, beschäftigt er sich nicht weiter mit der Frage, was das gute Leben sein könnte. Die Beantwortung dieser Frage überlässt er als liberaler Denker dem Individuum selbst. Im Prinzip lautet seine Position: „Das gute Leben ist zu individuell, als dass ich als Gerechtigkeitstheoretiker etwas dazu sagen könnte.“ Kein Wunder also, dass er bei seiner oben beschriebenen schwachen Liste des Guten bleibt. Demgegenüber entwickelt Nussbaum mit ihrer Liste zentraler Fähigkeiten, die weiter unten wiedergegeben wird, eine *stark-vage Theorie des Guten*. Sie ist stark, weil sie mit zehn Fähigkeitskomplexen inhaltlich sehr umfassend argumentiert, was für ein gutes Leben notwendig ist, und sie ist vage, weil sie, ebenfalls in liberaler Tradition, keine weiteren Angaben dazu macht, wie diese Fähigkeiten

vom Einzelnen genutzt werden sollen, um ein gutes Leben zu führen. Mit anderen Worten: Allein das Vorhandensein dieser zentralen Fähigkeiten ist entscheidend, nicht aber ihre Anwendung durch den oder die Einzelne/n. Kurzum: Nussbaum ist wie Rawls der Meinung, dass die Philosophie zwar nicht ein für alle Mal festlegen kann, was ein gutes Leben ist, aber sehr wohl Aussagen über die Voraussetzungen treffen kann, um ein menschlich gutes Leben zu führen.

Nussbaums Idee des guten Lebens ist stark von Aristoteles und dessen Konzept der *Eudaimonia* geprägt, wie wir sie im 3. Kapitel kennengelernt haben. Doch während sich Aristoteles vor allem auf die Tugenden des Einzelnen konzentrierte, erweitert Nussbaum diesen Gedanken um die Frage, wie Gesellschaften Bedingungen und Strukturen schaffen können, die es allen Menschen ermöglichen, ihre Fähigkeiten zu entfalten.

In diesem Zusammenhang ist auch Nussbaums Betonung der Rolle von Mythen, Geschichten, Märchen und anderen Narrationen interessant. Sie argumentiert, dass all diese (verschriftlichten oder mündlich überlieferten) Erzählungen uns dabei helfen, zu verstehen, was es bedeutet, Mensch zu sein (vgl. Nussbaum 1998). Denn Art und Inhalt unserer Mythen und Geschichten geben Aufschluss darüber, wie wir uns in Abgrenzung zu anderen Wesen (z. B. Tieren, Pflanzen, Göttern und Engeln) verstehen. In ihren Studien zu antiken Mythen zeigt Nussbaum, dass diese Erzählungen nicht nur kulturelle Werte und Normen vermitteln, sondern auch tiefere Einsichten in menschliche Emotionen und moralische Konflikte bieten (vgl. Nussbaum 1986). Sie betont, dass das Eintauchen in diese Geschichten unsere Fähigkeit zur Empathie stärkt und uns die Komplexität menschlicher Erfahrungen besser verstehen lässt.

Nussbaum nutzt die aus der Analyse dieser Narrationen gezogenen Schlüsse, um eine Liste zentraler menschlicher Wesensmerkmale herauszufiltern. Diese Wesensmerkmale sollen jene Bereiche eingrenzen, die für das menschliche Leben typisch sind und die gerade deshalb in den genannten Erzählungen immer wieder auftauchen. Dazu gehören: Sterblichkeit, Körperlichkeit, das Empfinden von Freude und Schmerz, die Verbundenheit mit anderen und der Natur sowie Humor und Spiel. Für all diese und einige weitere Bereiche argumentiert Nussbaum, dass wir uns gegenseitig als Menschen erkennen, weil wir diese Wesensmerkmale miteinander teilen. Ein menschenähnliches Wesen, das beispielsweise unsterblich ist, könnten wir nicht vollständig als Mensch anerkennen, da sich seine Lebensweise radikal von unserer unterscheiden würde.



Denkanstoß

Stell dir vor, du reist in eine fremde Gesellschaft, in der es weder Spiel noch Musik, Tanz oder andere Formen der Freizeitgestaltung gibt. Die Menschen dort arbeiten, essen und schlafen, aber sie lachen nicht gemeinsam, singen keine Lieder und spielen keine Spiele. Würde uns eine solche Gesellschaft nicht seltsam, beinahe unmenschlich vorkommen? Schließlich gibt es keine Kultur auf der Welt, die ohne Spiel und Freude auskommt. Ebenso merkwürdig wäre es, wenn es menschenähnliche Wesen gäbe, die weder Freude noch Schmerz empfinden könnten. Würden wir sie noch als „menschlich“ betrachten? Vielleicht so wie Mr. Spock aus „Raumschiff Enterprise“: hochintelligent, aber emotional unnahbar, faszinierend und doch irgendwie fremd, weil eben nicht menschlich.

Die Analyse dieser Wesensmerkmale führt Nussbaum im nächsten Schritt zu ihrer Liste der zentralen Fähigkeiten. Indem sie Wesensmerkmale identifiziert, die in Mythen und Geschichten dargestellt werden, kann sie eine universelle Bedeutung dieser Fähigkeiten ableiten. Ein Beispiel: Aus dem Wesensmerkmal der Sterblichkeit des Menschen und der Tatsache, dass wir alle grundsätzlich eine Abneigung gegen einen zu frühen Tod haben, leitet Nussbaum die Fähigkeit „Leben“ ab. Aus dem Wesensmerkmal der Körperlichkeit (und der Tatsache, dass wir Schmerzen und Leiden empfinden können) leitet sie die zentrale Fähigkeit „körperliche Gesundheit“ ab. In der untenstehenden Liste fasst sie die Voraussetzungen dieser kombinierten Fähigkeit zusammen. Und so geht es mit jedem anderen Wesensmerkmal weiter, bis Nussbaum schließlich eine umfassende Liste von zehn zentralen Fähigkeiten zusammengestellt hat. Diese gilt es sicherzustellen, um als Mensch in der Lage zu sein, ein gutes, menschliches Leben zu führen.

Das Herzstück: Die Liste der zentralen Fähigkeiten (übernommen aus Nussbaum 2010, 112-114)

1. **Leben:** Die Fähigkeit, ein menschliches Leben normaler Dauer bis zum Ende zu leben; nicht frühzeitig zu sterben und nicht zu sterben, bevor dieses Leben so eingeschränkt ist, dass es nicht mehr lebenswert ist.
2. **Körperliche Gesundheit:** Die Fähigkeit, bei guter Gesundheit zu sein, wozu auch die reproduktive Gesundheit, eine angemessene Ernährung und eine angemessene Unterkunft gehören.
3. **Körperliche Integrität:** Die Fähigkeit, sich frei von einem Ort zum anderen zu bewegen; vor gewaltsamen Übergriffen sicher zu sein, sexuelle Übergriffe

und häusliche Gewalt eingeschlossen; Gelegenheit zur sexuellen Befriedigung und zur freien Entscheidung im Bereich der Fortpflanzung.

4. **Sinne, Vorstellungskraft und Denken:** Die Fähigkeit, die Sinne zu benutzen, sich etwas vorzustellen, zu denken und zu schlussfolgern – und dies alles auf jene „wahrhaft menschliche“ Weise, die von einer angemessenen Erziehung und Ausbildung geprägt und kultiviert wird, die Lese- und Schreibfähigkeit sowie basale mathematische und wissenschaftliche Kenntnisse einschließt, aber keineswegs auf sie beschränkt ist. Die Fähigkeit, im Zusammenhang mit dem Erleben und Herstellen von selbstgewählten religiösen, literarischen musikalischen und anderen Werken und Ereignissen die Vorstellungskraft und das Denkvermögen zu erproben. Die Fähigkeit, sich seines Verstandes auf Weisen zu bedienen, die durch die Garantie der politischen und künstlerischen Meinungsfreiheit und die Freiheit der Religionsausübung geschützt werden. Die Fähigkeit, Erfahrungen zu machen und unnötigen Schmerz zu vermeiden.
5. **Gefühle:** Die Fähigkeit, Bindungen zu Dingen und Personen außerhalb unserer selbst aufzubauen; die Fähigkeit, auf Liebe und Sorge mit Zuneigung zu reagieren und auf die Abwesenheit dieser Wesen mit Trauer; ganz allgemein zu lieben, zu trauern, Sehnsucht, Dankbarkeit und berechtigten Zorn zu fühlen. Die Fähigkeit, an der eigenen emotionalen Entwicklung nicht durch Furcht und Ängste gehindert zu werden. (Diese Fähigkeit zu unterstützen, heißt auch, jene Arten der menschlichen Gemeinschaft zu fördern, die erwiesenermaßen für diese Entwicklung entscheidend sind.)
6. **Praktische Vernunft:** Die Fähigkeit, selbst eine persönliche Auffassung des Guten zu bilden und über die eigene Lebensplanung auf kritische Weise nachzudenken (hierzu gehört der Schutz der Gewissens- und Religionsfreiheit).
7. **Zugehörigkeit (A):** Die Fähigkeit, mit anderen und für andere zu leben, andere Menschen anzuerkennen und Interesse an ihnen zu zeigen, sich auf verschiedene Formen der sozialen Interaktion einzulassen; sich in die Lage eines anderen hineinzusetzen. Der Schutz dieser Fähigkeit erfordert den Schutz jener Institutionen, die diese Formen der Zugehörigkeit konstituieren und fördern, sowie der **Versamlungs- und Redefreiheit. (B)** Über die sozialen Grundlagen der Selbstachtung und der Nichtdemütigung zu verfügen; die Fähigkeit, als Wesen mit Würde behandelt zu werden, dessen Wert dem anderer gleich ist. Hierzu gehören Maßnahmen gegen die Diskriminierung auf der Grundlage ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht, sexueller Orientierung, Kaste, Religion und nationaler Herkunft.
8. **Andere Spezies:** Die Fähigkeit, in Anteilnahme für und in Beziehung zu Tieren, Pflanzen und zur Welt der Natur zu leben.

9. **Spiel:** Die Fähigkeit zu lachen, zu spielen und erholsame Tätigkeiten zu genießen.
 10. **Kontrolle über die eigene Umwelt: (A)** Politisch: Die Fähigkeit, wirksam an den politischen Entscheidungen teilzunehmen, die das eigene Leben betreffen; ein Recht auf politische Partizipation, auf Schutz der freien Rede und auf politische Vereinigungen zu haben. **(B) Inhaltlich:** Die Fähigkeit, Eigentum (an Land und an beweglichen Gütern) zu besitzen und Eigentumsrechte auf der gleichen Grundlage wie andere zu haben, eine Beschäftigung auf der gleichen Grundlage wie andere zu suchen; vor ungerechtfertigter Durchsuchung und Festnahme geschützt zu sein. Die Fähigkeit, als Mensch zu arbeiten, die praktische Vernunft am Arbeitsplatz ausüben zu können und in sinnvolle Beziehungen der wechselseitigen Anerkennung mit anderen Arbeitern treten zu können.
-

Diese Grundfähigkeiten definieren also, was es bedeutet, als Mensch ein gutes Leben führen zu können. Da die Wesensmerkmale, die Nussbaum zunächst herausgearbeitet hat, universelle Gültigkeit beanspruchen, gilt dies auch für die zentralen Fähigkeiten, die daraus abgeleitet werden. Damit wird der universelle Anspruch dieses ethischen Konzeptes deutlich, der sich so auch in einer engen Verwandtschaft mit Menschenrechtsansätzen befindet.

6.4. Diskussion: Relevanz für die Soziale Arbeit

Der Ansatz von Martha Nussbaum bietet eine theoretische Fundierung für die Soziale Arbeit. Er verdeutlicht, dass ein gutes Leben nicht allein durch die Bereitstellung von Ressourcen oder formalen Rechten ermöglicht wird, sondern erst, wenn Menschen tatsächlich in der Lage sind, ihre Fähigkeiten zu entfalten. Und genau hier liegt eine der grundlegenden Zielsetzungen der Sozialen Arbeit – unabhängig davon, an welche theoretische Konzeption man sonst noch anknüpfen mag: Sie will Bedingungen schaffen, die es Menschen ermöglichen, ihre Potenziale auszuschöpfen und aktiv und selbstbestimmt in der Gesellschaft zu agieren. Die *Maßeinheit*, die Nussbaum dafür zur Verfügung stellt, sind die Fähigkeiten. Im Folgenden werden einige einfache Beispiele dafür gegeben, wie diese in der praktischen Arbeit reflexiv mitgedacht werden können.

Wenn ein Kind schulische Probleme hat, geht es nicht nur darum, Nachhilfe zu organisieren, sondern auch darum, das emotionale und soziale Umfeld so zu gestalten, dass das Kind Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten gewinnt.

Gruppenaktivitäten, Beratungsgespräche und eine enge Zusammenarbeit mit den Eltern können dazu beitragen, dass das Kind nicht nur besser lernt, sondern sich auch in seiner Persönlichkeit entwickelt und jene zentralen Fähigkeiten erwirbt, die dafür notwendig sind (in Nussbaums Liste insbesondere die Punkte 4, 5 und 6).

Ein Beispiel aus der Obdachlosenhilfe: Ein Leben auf der Straße bedeutet nicht nur fehlenden Wohnraum, sondern auch ständige Unsicherheit, gesundheitliche Risiken und soziale Isolation. Wer kein Dach über dem Kopf hat, kann kaum langfristige Pläne schmieden, geschweige denn ein selbstbestimmtes Leben führen. Hier setzt das bereits genannte Konzept von *Housing First* an: Erst eine feste Wohnung, dann alles andere. Ohne diesen ersten Schritt bleibt der Weg aus der Wohnungslosigkeit oft versperrt. Nussbaum würde sagen, dass es genau hier um grundlegende Fähigkeiten geht: körperliche Unversehrtheit, aber auch praktische Vernunft, also die Möglichkeit, sich über die eigene Zukunft Gedanken zu machen und sie aktiv zu gestalten. (Auswirkungen u. a. auf die Punkte 1, 2, 3, 6 und 10 der Liste)

Ein weiteres Beispiel lässt sich in der Hilfe für Geflüchtete finden: Wer aus einem anderen Land flieht, kommt oft in eine Gesellschaft, die ihm oder ihr nicht nur mit Skepsis begegnet, sondern auch die Möglichkeiten beschränkt, wirklich anzukommen. Die Sprache zu lernen, zu arbeiten und mitzureden ist ohne Unterstützung schwer. Soziale Arbeit berät bezüglich der Sicherstellung des notwendigen Lebensunterhaltes (mit direkten und indirekten Auswirkungen auf die Punkte 1, 2, 4, 5, 6, aber auch 10 A und 10 B).

Als letztes Beispiel sei hier die Offene Kinder- und Jugendarbeit genannt: Junge Menschen brauchen Räume, in denen sie sich ausprobieren, soziale Bindungen aufbauen und selbstbestimmt handeln können. Gerade wer in der Schule oder der Familie wenig Mitspracherecht hat, kann hier erleben, dass die eigene Meinung zählt. Offene Angebote fördern den Austausch mit Gleichaltrigen, ermöglichen kreative Entfaltung und bieten Schutzräume jenseits von Leistungsdruck. Dabei geht es um weit mehr als nur Freizeitgestaltung: Jugendliche stärken ihre Fähigkeit zur sozialen Zugehörigkeit, entwickeln praktische Vernunft und erleben, wie es ist, selbst Verantwortung zu übernehmen. Besonders relevant sind hier die Punkte 4, 5, 6, 7A, 9 und 10A.

Man könnte einwenden, dass all diese Maßnahmen bereits Teil der Sozialen Arbeit sind – unabhängig davon, ob man sich auf den Capabilities Approach bezieht oder nicht. Aber genau hier zeigt sich die eigentliche Bedeutung dieses Ansatzes: Er liefert der Sozialen Arbeit eine solide theoretische Grundlage,

eine Art „Framework“ zur Legitimation. Er zeigt, warum es nicht ausreicht, Rechte und Ressourcen nur auf dem Papier zu garantieren, sondern dass es um die realen Lebensbedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten von Menschen geht. Soziale Arbeit bzw. Fachkräfte der Sozialen Arbeit sind oft der einzige Garant dafür, dass viele Menschen die Fähigkeiten aus Nussbaums Liste entwickeln können. Kurzum: Der Capabilities Approach bietet der Sozialen Arbeit einen Legitimationsrahmen für alle ihre professionellen Handlungen und Intentionen.

Im Gegensatz dazu stoßen sowohl der Utilitarismus als auch Rawls' Konzept der Verfahrensgerechtigkeit an Grenzen. Der Utilitarismus orientiert sich an der Maximierung des Gesamtnutzens, wodurch individuelle Bedürfnisse und Rechte unter Umständen zugunsten eines vermeintlich größeren gesellschaftlichen Wohls geopfert werden könnten. Besonders marginalisierte Gruppen laufen Gefahr, in dieser Logik unsichtbar zu bleiben, wenn ihre Förderung nicht unmittelbar den Gesamtnutzen steigert. Rawls' Verfahrensgerechtigkeit stellt hingegen formale Prinzipien auf, die sicherstellen sollen, dass grundlegende Rechte fair verteilt werden. Doch genau hier bleibt der Ansatz abstrakt, denn er garantiert nicht, dass Menschen diese Rechte auch tatsächlich in der Praxis nutzen können. Der Capabilities Approach geht einen Schritt weiter, indem er nicht nur nach formaler Gleichheit fragt, sondern konkret danach, welche realen Möglichkeiten Menschen haben, ihr Leben aktiv zu gestalten – ein zentraler Unterschied, der aus der Perspektive einer professionellen Sozialen Arbeit einen entscheidenden Unterschied macht.

Um es in aller Deutlichkeit zu sagen: Die Soziale Arbeit ist *die* sozialpolitisch wirksame Instanz, die maßgeblich daran beteiligt ist, Nussbaums Forderungen in die Tat umzusetzen. Egal, auf welches spezifische Handlungsfeld wir hier schauen – immer geht es in der einen oder anderen Weise darum, zentrale Fähigkeiten im Sinne Nussbaums zu fördern bzw. sicherzustellen. Es ist daher wenig überraschend, dass der Fähigkeitenansatz in den letzten Jahren immer mehr Anerkennung in der theoretischen Debatte der Sozialen Arbeit gewonnen hat (vgl. Lambers 2023, Röh 2013 u. a.).

6.5. Drei Anregungen zum Weiterdenken

1. Vom Konzept zur Praxis: Wie wird aus Theorie echte Veränderung?

Der Capabilities Approach verspricht mehr als nur Chancengleichheit – er will echte Möglichkeiten schaffen. Doch wie sieht das konkret aus? Wel-

che Methoden helfen, zentrale Fähigkeiten wie soziale Zugehörigkeit oder Selbstbestimmung in der Wohnungslosenhilfe, der Offenen Kinder- und Jugendarbeit oder der Arbeit mit Geflüchteten tatsächlich zu stärken? Wo gelingt das bereits, wo scheitert es an starren Strukturen oder begrenzten Ressourcen?

2. **Macht und Kontrolle:** Wer entscheidet, was Menschen brauchen?

Der Capabilities Approach setzt darauf, Menschen in die Lage zu versetzen, ihr Leben selbst zu gestalten. Aber wer bestimmt eigentlich, welche Fähigkeiten gefördert werden sollen? Besteht die Gefahr, dass Soziale Arbeit hier ungewollt bevormundet, anstatt echte Wahlmöglichkeiten zu schaffen? Und wie kann vermieden werden, dass gut gemeinte Unterstützung die Abhängigkeit von sozialen Hilfesystemen eher verstärkt als abbaut?

3. **Fortschritt** sichtbar machen: Wie misst man echte Befähigung?

Woran erkennen wir, dass der Capabilities Approach in der Praxis wirkt? Sind es Zahlen, Erfolgsquoten, objektive Indikatoren – oder doch eher individuelle Entwicklungen, die schwer messbar sind? Wie können qualitative Methoden wie biografische Interviews oder partizipative Forschung genutzt werden, um Veränderungen in der Lebensqualität sichtbar zu machen? Und wie lässt sich vermeiden, dass nur das erfasst wird, was leicht zu dokumentieren ist, während das wirklich Entscheidende unbemerkt bleibt?



Quellen und weiterführende Literatur

Quellen

Bentham, J. (1789/1823): *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*. London: Clarendon Press. Online verfügbar unter: <https://oll.libertyfund.org/titles/bentham-an-introduction-to-the-principles-of-morals-and-legislation> (zuletzt abgerufen am 09.02.2025).

Lambers, H. (2023): *Theorien der Sozialen Arbeit: Ein Kompendium und Vergleich*. 6., überarb. Aufl. Stuttgart: UTB GmbH.

Mill, J. S. (1863): *Utilitarianism*. London: Parker, Son, and Bourn. Online verfügbar unter: <https://www.gutenberg.org/ebooks/11224> (abgerufen am 09.02.2025).

Nussbaum, M. C. (1986): *The Fragility of Goodness: Luck and Ethics in Greek Tragedy and Philosophy*. Cambridge: Cambridge University Press.

Nussbaum, M. C. (1998): *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Nussbaum, M. C. (2000): *Women and Human Development: The Capabilities Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.

Nussbaum, M. C. (2010): *Die Grenzen der Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Nussbaum, M. C. (2011): *Creating Capabilities: The Human Development Approach*. Cambridge, MA: Harvard University Press. [Deutsche Übersetzung: Nussbaum, M. C. (2015): *Fähigkeiten schaffen: Neue Wege zur Verbesserung menschlicher Lebensqualität*. Freiburg: Verlag Karl Alber.]
- Nussbaum, M. C. (2012): *Not for Profit: Why Democracy Needs the Humanities*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Rawls, J. (1971): *A Theory of Justice*. Cambridge, MA: Harvard University Press. Online verfügbar unter: <https://www.hup.harvard.edu/catalog.php?isbn=9780674017726> (abgerufen am 09.02.2025).
- Röh, D. (2013): *Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben: Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sen, A. (2017): *Die Idee der Gerechtigkeit*. Übers. von C. Krüger. 4. Aufl. München: dtv Verlagsgesellschaft.

Weiterführende Literatur

- Gleichauf, I. (2023): *Martha Nussbaum: Philosophin des guten Lebens*. 2. Aufl. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag.
- Nathschläger, J. (2014): *Martha Nussbaum und das gute Leben: Der „Capabilities Approach“ auf dem Prüfstand*. Marburg: Tectum Wissenschaftsverlag.